

ULRICH BRÖCKLING

Kritik oder die Umkehrung des Genitivs

Eine Bricolage*

I

Kritik [gr.-lat.-frz.], die, -, -en: 1. [wissenschaftliche, künstlerische] Beurteilung, Begutachtung, Bewertung, 2. Beanstandung, Tadel. — Duden. Das Fremdwörterbuch

Jeder Akt der Kritik setzt sich aus zwei Momenten zusammen: Der Kritiker trifft erstens eine Unterscheidung, und er versieht zweitens eine Seite der Unterscheidung mit einer wertenden Markierung und erklärt das, wovon er sich absetzt, für verwerflich, unwahr, stümperhaft, hässlich oder sonst wie ungenügend. Er sagt »ich sehe es anders« und sagt »ich will es nicht«. Der Kritiker ist ein Richter ohne Gesetzbuch, sein Urteil zugleich Verurteilung. Vor dem Tribunal der Kritik gibt es niemals einen Freispruch, aber stets eine Fortsetzung der Beweisaufnahme. Und für jeden Schuldspruch gilt: Revision zugelassen.

II

Polemik heißt, ein Buch in wenigen seiner Sätze vernichten. Je weniger man es studierte, desto besser. Nur wer vernichten kann, kann kritisieren. / Echte Polemik nimmt ein Buch sich so liebevoll vor, wie ein Kannibale sich einen Säugling zurüstet. — Walter Benjamin

Kritik ist mehr als moralischer Einspruch, wissenschaftliche Aufklärung oder ästhetisches Urteil. Sie wurzelt immer auch in einem Affekt, Leiden und Leidenschaften, Klage und Anklage fallen in ihr zusammen: Der kritische Impuls

* Der folgende Beitrag ist zuerst erschienen in: *Mittelweg* 36 15/4 (2006), S. 93–100; für die vorliegende Publikation wurde er geringfügig überarbeitet.

speist sich aus Idiosynkrasien ebenso wie aus Lust an der Zerstörung. Ekel, Empörung, Abscheu, Hass auf den ersten Blick, die Freude am virtuos gesetzten Treffer und das Triumphgefühl der Überwältigung treiben ihn an. Noch im sachlichsten Argument, im freundschaftlichsten Einwand steckt etwas vom atemlosen Schlachtgetümmel und dem Wunsch nach Annihilation des Gegners. Polemik ist nicht Entgleisung von Kritik, sondern ihr Glutkern. Sie weiß nichts besser, aber dafür, wo es weh tut.

III

Ich mache kleine Leute mit meiner Polemik so groß, daß sie nachher würdige Objekte für meine Polemik sind und mir kein Mensch einen Vorwurf machen kann. — Karl Kraus

Kritik braucht Augenmaß und Sinn für Proportionen – um sie zu verzerren: Nicht Gerechtigkeit, Genauigkeit ist ihr Ziel. Deshalb schießt sie darüber hinaus. Der Kritiker porträtiert nicht, er karikiert. Keine noch so gewichtige Autorität, keine noch so erhabene Idee, die er nicht der Lächerlichkeit preisgäbe. Umgekehrt ist ihm keine Mücke zu klein, um nicht einen Elefanten aus ihr zu machen. Vom Kaiser weiß er nur, dass er nackt ist, doch im falsch gesetzten Komma erkennt er die verkehrte Welt.

IV

Das politische Programm dieser Zeitung scheint somit dürftig; kein tönendes ›Was wir bringen‹, aber ein ehrliches ›Was wir umbringen‹ hat sie sich als Leitwort gewählt. — Karl Kraus

Nichts wünscht der Kritiker mehr, als dass das Kritisierte verschwindet. Verschwände es aber tatsächlich, was bliebe von ihm selbst? Kritik bewahrt deshalb etwas von dem, was sie zerstört. Sie will abschaffen und erweist sich gerade darin als ungeheuer produktiv: Das erledigte *skandalon*, der aufgedeckte Irrtum, das entzauberte Kunstwerk – sie wesen fort als Trümmer, Trophäe, Memento. Kritik ist Totenkult am lebenden Objekt; ihr Pathos nicht nur Heroismus des Kampfes, sondern auch vorweggenommene Melancholie des Sieges.

V

Die Taktik hat nur den Ort des Anderen. Sie muß mit dem Terrain fertigwerden, das ihr so vorgegeben wird, wie es das Gesetz einer fremden Gewalt organisiert. Sie ist nicht in der Lage, sich bei sich selbst aufzuhalten, also auf Distanz, in einer Rückzugsposition, wo sie Vorausschau üben und sich sammeln kann: sie ist eine Bewegung ›innerhalb des Sichtfeldes des Feindes‹,

wie von Bülow sagte, die sich in einem von ihm kontrollierten Raum abspielt. Sie hat also nicht die Möglichkeit, sich einen Gesamtüberblick zu verschaffen und den Gegner in einem abgetrennten, überschaubaren und objektivierbaren Raum zu erfassen. Sie macht einen Schritt nach dem anderen. Sie profitiert von »Gelegenheiten« und ist von ihnen abhängig; sie hat keine Basis, wo sie ihre Gewinne lagern, etwas Eigenes vermehren und Ergebnisse vorhersehen könnte. Was sie gewinnt, kann nicht gehortet werden. Dieser Nicht-Ort ermöglicht ihr zweifellos die Mobilität – aber immer in Abhängigkeit von den Zeitumständen –, um im Fluge die Möglichkeiten zu ergreifen, die der Augenblick bietet. Sie muß wachsam die Lücken nutzen, die sich in besonderen Situationen der Überwachung durch die Eigentümer auftun. Sie wildert darin und sorgt für Überraschungen. Sie kann dort auftreten, wo man sie nicht erwartet. — Michel de Certeau

Kritik benötigt gleichermaßen Distanz wie Nähe zu ihrem Gegenstand: Fehlt ihr der Abstand, verheddert sie sich im Gestrüpp des Gegebenen; vermag sie ihn nicht zu überwinden, gleitet sie über die Dinge hinweg. – Kein Plädoyer für eine kritische Theorie mittlerer Reichweite, sondern für taktische Klugheit: Der Kritiker muss sich ebenso ins Handgemenge begeben wie mit dem Zielfernrohr umgehen können. So unsicher wie sein Ort ist auch sein Zeithorizont. Nicht auf Beständigkeit, sondern auf den richtigen Augenblick kommt es ihm an. Und viel, wenn nicht alles hängt daran, die Wahl der Waffen nicht dem Gegner zu überlassen.

VI

*Die Gleichsetzung der Negation der Negation mit Positivität ist die Quintessenz des Identifizierens, das formale Prinzip auf seine reinste Form gebracht. Mit ihm gewinnt im Innersten von Dialektik das antidialektische Prinzip die Oberhand, jene traditionelle Logik, welche *more arithmetico minus mal minus als plus verbucht*. [...] Die Negation der Negation macht diese nicht rückgängig, sondern erweist, daß sie nicht negativ genug war. — Theodor W. Adorno*

Dass konstruktive Kritik ein hölzernes Eisen ist, hat sich herumgesprochen. Die Frage: »Wo bleibt das Positive?« wirkt heute so angestaubt wie Erich Kästners Gedichte. Wer noch immer dem Kritiker vorhält, er möge gefälligst besser machen, was er tadelt, oder zumindest sagen, wie man es besser machen könne, der setzt sich dem Verdacht aus, am *status quo* zu kleben und nichts dazulernen zu wollen. Das Positive versteckt sich in der pädagogischen Indienstnahme des Negativen; Irritationen, nicht Direktiven sind ihr didaktisches Programm. Nur wer sich aufstören lässt, soll dem Imperativ lebenslangen Lernens folgen können. Der Stachel als Frühwarnsystem: Kritik wird zur Rückkopplung, die Anpassungsbedarf signalisiert und ein flexibles Aussteuern ermöglicht. Permanente Verbesserung sabotiert so die Wende zum Guten.

VII

So lang die Welt steht, war noch keine Autorität Willens, sich zum Gegenstand der Kritik nehmen zu lassen; und gar die Moral kritisieren, die Moral als Problem, als problematisch nehmen: wie? war das nicht – ist das nicht – unmoralisch? – Aber die Moral gebietet nicht nur über jede Art von Schreckmitteln, um sich kritische Hände und Folterwerkzeuge vom Leibe zu halten: ihre Sicherheit liegt noch mehr in einer gewissen Kunst der Bezauberung, auf die sie sich versteht, – sie weiss zu ›begeistern‹. Es gelingt ihr, oft mit einem einzigen Blicke, den kritischen Willen zu lähmen, sogar zu sich hinüberzulocken, ja es giebt Fälle, wo sie ihn gegen sich selbst zu kehren weiss: so dass er sich dann, gleich dem Skorpione, den Stachel in den eignen Leib sticht. — Friedrich Nietzsche

Kritik braucht keinen normativen Maßstab, aber sie wird ihn nicht los. Jeder Versuch, sie auf einen Wertekanon oder den zwanglosen Zwang diskursiver Rationalität zu verpflichten, immunisiert gerade jenen Kanon und diesen Zwang gegen kritische Fragen. Wo jedoch die Negation keinem allgemeinen Gesetz sich fügen mag, avanciert die Berufung aufs Partikulare zum kategorischen Imperativ – und das kritische Ego wird für sich selbst zum blinden Fleck. Dem Kritiker ist Haltlosigkeit keine Tugend und Moral kein Laster, sondern beides ein Ärgernis. Die einzige Bindung, die er akzeptiert, ist die an die Sache, die seinen Einspruch herausfordert.

VIII

Gesellschaftskritik ist weniger ein praktischer Abkömmling wissenschaftlichen Wissens als vielmehr der gebildete Vetter der gemeinen Beschwerde. Wir werden gewissermaßen auf natürliche Weise zum Sozialkritiker, indem wir auf der Grundlage der bestehenden Moral(auffassungen) aufbauen und Geschichten von einer Gesellschaft erzählen, die gerechter ist als die unsere, aber niemals eine völlig andere Gesellschaft. Es ist besser, Geschichten zu erzählen – besser, obwohl es keine definitive oder beste Geschichte gibt, besser, obwohl es keine letzte Geschichte gibt, die, sobald sie einmal erzählt wurde, alle künftigen Geschichtenerzähler beschäftigungslos machen müßte. — Michael Walzer

Der Kritiker weiß, dass seine Geschichte nicht das letzte Wort sein wird, aber er setzt alles daran, es zu behalten. Er duldet keinen Widerspruch und wünscht doch nichts mehr, als dass der Fortgang der Geschichte ihn widerlegt. Er ist rechthaberisch, nur um nicht recht zu behalten. Selbstzweifel sind ihm fremd, sein Pessimismus ist Camouflage im Dienst der *selfdestroying prophecy*. Stets beschwört er das Schlimmste, aber glaubte er nicht an die Macht seiner Worte, den Gang der Dinge aufzuhalten, so würde er verstummen.

IX

Der Einwand, daß der Gesichtspunkt des Ganzen niemals Teil des Ganzen, daß der Gesichtspunkt der Universalität niemals selbst universal sein kann, stellt uns vor die Frage, wie eine Kritik aussehen könnte, die der Kontingenz unserer Ordnungen, ihrer Selektivität und Exklusivität gerecht wird. Eine solche Kritik müßte sich hüten, den Ort, von dem aus sie ihre Stimme erhebt, in einem Universalisierungs- oder Totalisierungsgeschehen aufgehen zu lassen. Eine Kritik, die aufs Ganze geht, verliert den Boden unter den Füßen. — Bernhard Waldenfels

Sozialkritik ist ihrer Intention wie ihren Effekten nach entweder korrektiv oder radikal. Entweder konfrontiert sie hehren Anspruch (Freiheit, Wohlstand, Anerkennung ...) und finstere Wirklichkeit (Unterdrückung, Elend, Ausbeutung ...), oder sie verwirft auch das Ideal (den guten Staat, den freien Markt, den gerechten Lohn...) und postuliert eine alternative Ordnung des Sozialen. Folgt die korrektive Kritik dem Prinzip von Norm und Abweichung und kann daher die Norm selbst nicht in Frage stellen, so steht die radikale Kritik vor dem performativen Widerspruch, sich gegen eine Totalität (des gesellschaftlichen Verblendungszusammenhangs, der reellen Subsumtion unter das Kapitalverhältnis, der souveränen Biopolitik ...) zu stellen, deren reflexives Moment sie doch ist. Krankt jene an ihrer unerschütterlichen Hoffnung auf die Versöhnung von Sein und Sollen, so verzehrt sich diese im Gestus verzweifelter Unversöhntheit. Jene wird niemals fertig mit der Reform des Bestehenden, diese beschwört unablässig den Einbruch des ganz Anderen. Die Adepten der einen gründen Kirchen oder Parteien, die der anderen warten auf den Messias oder die Revolution. Beide haben immer Recht – vor allem gegeneinander.

X

In der Periode des klassischen Modernismus wurde die Krise immer als tatsächliche Möglichkeit eines Bruches erfahren und die Kritik als dieser Bruch selbst. Heute gibt es offensichtlich keine solche Erfahrung, es gibt keine Erfahrung einer Interaktion zwischen Krise und Kritik. [...] Das Resultat ist eine permanente Kritik, die blind ist für die Krise, und eine permanente Krise, die taub ist für die Kritik, kurz gesagt – eine perfekte Harmonie! — Boris Buden

Kritik, so die Hoffnung der Kritiker, funktioniert als Generator: Sie provoziert, spitzt zu, verwandelt latente Widersprüche in manifeste Konflikte. Die *krisis*, die sie nicht lösen, sondern auslösen will, ist ihr zugleich der *kairos*, der Rettung bringen soll. Die Unterscheidungen, die sie trifft, sollen den Unterschied machen, auf den es ankommt: »Das Arbeitsfeld der Zeitschrift ist die heutige Krise auf allen Gebieten der Ideologie«, skizzierten Brecht und Benjamin Ende 1930 das Programm der von ihnen geplanten Monatsschrift *Krisis und Kritik*, »und die Aufgabe der Zeitschrift ist es, diese Krise festzustellen oder her-

beizuführen, und zwar mit den Mitteln der Kritik«. – Das Problem heute: Eine auf Dauer gestellte Krise ist keine; einer Kritik, die nichts zu entscheiden hat, bleibt nur die Pose der Entschiedenheit.

XI

Every tool is a weapon – if you hold it right. — Ani DiFranco

Every weapon is a tool – if you hold it right. — UB

Kritik und Kapitalismus gehören zusammen. Der Kapitalismus erhält sich, indem er sich fortwährend ändert; »schöpferische Zerstörung« (Schumpeter) ist sein Motor, »die ununterbrochene Erschütterung aller gesellschaftlichen Zustände« (Marx / Engels) seine Konsequenz. Weil unter kapitalistischen Bedingungen nur diejenigen sich behaupten können, die besser, schneller, billiger, kurzum: die anders sind als die Konkurrenz, steht Kritik am Kapitalismus vor der paradoxen Aufgabe, anders anders zu sein. Auf einen festen Standpunkt, von dem aus sie ihr Nein formulieren könnte, muss sie verzichten, den Gestus der Überbietung vermeiden. Ein unberührtes Außen oder einen dem Akkumulationszwang entzogenen Innenraum gibt es nicht oder wenn, dann nur als Zone künftiger Eroberungen, wo ungenutzte Ressourcen ihrer Erschließung harren. Der Markt »verarbeitet« unentwegt Alteritäten, indem er sie entweder als Alleinstellungsmerkmale privilegiert oder sie als unverwertbar aus dem gesellschaftlichen Verkehr ausschließt. Die Kunst, anders anders zu sein, ist nichts anderes als der Versuch, die Unausweichlichkeit dieser Alternative in Frage zu stellen und Wege jenseits von Einverleibung und Aussonderung aufzutun. Sie verlangt deshalb immer neue Absatzbewegungen, den Mut zur Destruktion, Kreativität, Eigensinn – und damit selbst durchaus kapitalistische Tugenden. Gleichwohl erschöpft sie sich nicht in Mimesis: Die Virtuosen des Anders-anders-Seins beschleunigen nicht einfach nur den Wettbewerb der Alteritäten. Beharrlich setzen sie dem Distinktionsregime ihre Indifferenz entgegen, dem Imperativ der Nutzenmaximierung die Spiele der Nutzlosigkeit und bestehen darauf, dass es jenseits der Freiheit zu wählen und der Unfreiheit, nicht wählen zu dürfen, noch etwas Drittes gibt: die Freiheit, nicht wählen zu müssen.

XII

Das ganze Problem der kritischen gouvernementalen Vernunft wird sich um die Frage drehen, wie man es anstellt, nicht zu viel zu regieren. — Michel Foucault

Kritik der Macht war bisher entweder Kritik der Gewalt oder Kritik des Gesetzes, nicht jedoch Kritik der individuellen Autonomie und vertraglichen Bin-

dung. Gegenüber den Exzessen staatlich organisierter Herrschaft, die das vergangene Jahrhundert prägten, lag es nahe, den Einspruch gegen das Regiertwerden im Namen der Selbstbestimmung zu führen und die freie Assoziation zum Fluchtpunkt sozialer Utopien zu machen. Solche Kritik war letztlich ein liberales Projekt. Ihr Grundverdacht: es wird zuviel regiert. Noch das anarchistische »Keine Macht für Niemand!« übersetzte sich entweder in ein Stirnersches »Mir geht nichts über mich!« oder mündete in basisdemokratische Gruppenexperimente. Dem entfesselten Liberalismus der Gegenwart ist von dieser Position aus kaum beizukommen. Die Transformation der Gesellschaft im Zeichen des Marktes fordert und fördert gerade jenen Typus des unabhängigen Individuums, den die antitotalitäre Kritik retten wollte. Distinktionszwang hat den Furor der Homogenisierung abgelöst. Eine Kritik auf der Höhe der Zeit hätte genau hier anzusetzen. Statt das Spiegelspiel von Markt *versus* Staat, von Selbst- *versus* Fremdbestimmung weiterzuführen und wahlweise die eine gegen die andere Seite auszuspielen oder ihr Verhältnis neu auszubalancieren, hätte sie nach Wegen zu suchen, dieses Spiel hinter sich zu lassen.

XIII

Die Kritische Theorie ist eine Success Story. [...] Ja, wir leben in einer Gesellschaft der Gesellschaftskritiker. Ist doch okay. — Michael Rutschky

Kritik mag unbequem sein – für den, der sie übt, wie für den, dem sie gilt –, aber unter dem Diktat der Fitness ist Bequemlichkeit ohnehin ein unverzeihliches Laster. Ein kritischer Habitus gehört deshalb zur Grundausstattung zeitgenössischer Selbstinszenierungen; für dogmatisch, affirmativ, konformistisch, kurzum für unkritisch gehalten zu werden, disqualifiziert. Kritik ist chic, eine sportlich-subversive Attitüde, die gerade durch Unangepasstheit Anpassungsfähigkeit demonstriert. Noch die Kritik des kritischen *common sense* bleibt diesem verhaftet. Die Klage, die Arbeit der Negation sei zum bloßen Distinktionsspiel verkommen, ist nicht der schlechteste Spielzug in eben diesem Spiel.

XIV

Die kritische Theorie muß sich in ihrer eigenen Sprache mitteilen. Diese Sprache ist die Sprache des Widerspruchs, die in ihrer Form dialektisch sein muß, wie sie es in ihrem Inhalt ist. Sie ist Kritik der Totalität und geschichtliche Kritik. Sie ist kein »Nullpunkt des Schreibens«, sondern seine Umkehrung. Sie ist keine Negation des Stils, sondern der Stil der Negation. In ihrem Stil selbst ist die Darlegung der dialektischen Theorie nach den Regeln der herrschenden Sprache und für den von ihnen anerzogenen Geschmack ein Ärgernis und ein Greuel, weil sie in der positiven Verwendung der bestehenden Begriffe zugleich auch das Verständnis ihrer wiedergefundenen fließenden Bewegung, ihren notwendigen Untergang einschließt. [...] Dieses theoretische Bewußtsein

der Bewegung, in dem die Spur der Bewegung selbst gegenwärtig sein muß, äußert sich durch die Umkehrung der etablierten Beziehungen zwischen den Begriffen und durch die Entwendung aller Errungenschaften der früheren Kritik. Die Umkehrung des Genitivs ist dieser in der Form des Denkens aufbewahrte Ausdruck der geschichtlichen Revolutionen, der als der epigrammatische Stil Hegels betrachtet wurde. Als der junge Marx, dem systematischen Gebrauch Feuerbachs entsprechend, den Ersatz des Subjekts durch das Prädikat empfahl, gelangte er zu der konsequentesten Anwendung dieses aufklärerischen Stils, der aus der Philosophie des Elends das Elend der Philosophie hervorzieht. — Guy Debord

Kritik ist Platzhalterin. Als intellektuelle und/oder künstlerische Praxis antizipiert sie jene Umwälzungen, die sie selbst nicht herbeiführen kann. Genitivkonstruktionen lassen sich leichter umkehren als Herrschaftsstrukturen, das Objekt eines Satzes lässt sich leichter zum Subjekt machen als das der Geschichte. Weil der Kritiker weiß, wie beschränkt seine Macht ist, ermächtigt er sich selbst. Der Glaube, die »versteinerten Verhältnisse dadurch zum Tanzen zwingen« zu können, »daß man ihnen ihre eigene Melodie vorsingt« (Marx), ist seine – vielleicht notwendige – Autosuggestion. Seine Waffe ist der Spiegel, den er seinem Gegenüber vorhält und ihn darin zur Kenntlichkeit entstellt. Überraschende Perspektivwechsel, dialektische Volten, das ironisierende détournement sind seine Taktiken. Wenn aber Beschleunigung, nicht Versteinerung das Signum der Zeit ist, wird die Bewegung der Kritik zur Kritik der Bewegung. Auch sie ist das Gegenteil von Stillstand.

Theodor W. Adorno, *Negative Dialektik* (1966), Frankfurt am Main 1975, S. 161 f. — Walter Benjamin, »Die Technik des Kritikers in dreizehn Thesen« (1927), in: *Gesammelte Schriften*, hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Frankfurt am Main 1972–1999, Band IV/1 (1972), S. 108 f. — Walter Benjamin / Bertolt Brecht, »Dokumente zum Zeitschriftenprojekt ›Krise und Kritik‹«, in: Erdmut Wizisla, *Benjamin und Brecht: Die Geschichte einer Freundschaft*, Frankfurt am Main 2004, S. 289–327, hier: S. 302. — Boris Buden, »Kritik ohne Krise: Krise ohne Kritik«, in: <http://transform.eicpc.net/transversal/0106/buden/de> (Juni 2006). — Michel de Certeau, *Kunst des Handelns* (1980), Berlin 1988, S. 89. — Guy Debord, *Die Gesellschaft des Spektakels* (1967), Hamburg 1978, S. 113 f. — Ani DiFranco, »My IQ«, auf: *Puddle Dive*, CD, Righteous Babe Records 1993. — Michel Foucault, *Geschichte der Gouvernementalität II: Die Geburt der Biopolitik* (1978/1979), Frankfurt am Main 2004, S. 29. — Karl Kraus, in: *Die Fackel* 1 (April 1899), S. 1; *Die Fackel* 381–383 (19. September 1913), S. 71. — Karl Marx, »Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie« (1843/44), in: ders. / Friedrich Engels, *Werke*, Berlin 1961–1989, Band 1 (1976), S. 378–391, hier: S. 380. — Friedrich Nietzsche, »Morgenröthe: Gedanken über moralische Vorurtheile« (1881/1887), in: *Kritische Studienausgabe* (21988), hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, München 1999, Band 3, S. 12 f. — Michael Rutschky, »Kritisches Bewusstsein«, in: *die tageszeitung* (22. Januar 2003), S. 12. — Bernhard Waldenfels, »Abenteuer der Kritik«, in: ders., *Verfremdung der Moderne: Phänomenologische Grenzgänge*, Göttingen 2001, S. 119–130, hier: S. 126 f. — Michael Walzer, *Kritik und Gemeinsinn: Drei Wege der Gesellschaftskritik* (1990), Frankfurt am Main 1993, S. 78.